

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Kira Jane Buxton

Hollow Kingdom

Das Jahr der Krähe

Aus dem amerikanischen Englisch
von Henning Ahrens

 | TOR

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter:
www.klimaneutralerverlag.de



Erschienen bei FISCHER Tor
Frankfurt am Main, Mai 2020

Das englische Original erschien 2019 unter dem Titel
»Hollow Kingdom« bei Grand Central,
einem Imprint der Hachette Book Group, New York.
© 2019 Kira Jane Buxton

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2020 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-70527-6

1



S.T.

Ein kleines Haus im Craftsman-Stil in Ravenna,
Seattle, Washington, USA

Ich hätte viel früher merken müssen, dass irgendetwas gefährlich faul war. Wie konnte mir das nur entgehen? Sicher, es gab Anzeichen, nur waren sie so träge wie das Harz, das eine von Krankheit gezeichnete Tanne umschließt. Träge wie eine Klopferschlange, die sich hinterrücks anschleicht und die Spur ihrer Bauchschuppen ins Gras malt. Es waren Anzeichen, die man erst bemerkt, wenn die Wahrnehmung entsprechend geschärft ist.

Anfangs war alles stinknormal. Big Jim und ich spielten auf dem Hof. Wir wohnen zusammen, müsst ihr wissen. Wir führen eine platonische und hochgradig symbiotische Beziehung. Ich darf in einem anständigen Viertel von Seattle mit einem Elektriker zusammenleben, der in Lohn und Brot ist, und er kann sich an seinem privaten Hofnarren erfreuen. Eine Win-win-Situation, wie sie im Buche steht.

Big Jim und ich waren also auf dem Hof. Er hatte ein Pabst Blue Ribbon in der Hand – typisch Big Jim –, und ich zupfte gerade ein Unkraut von der Größe eines Labradoodles aus. Im Staate Washington gedeiht alles prächtig: smaragdgrünes Moos, knackige Äpfel, süße Kirschen, große Träume, Koffein-Abhängigkeit und passive Aggression. Außerdem haben wir Marihuana

legalisiert, was Big Jim mit dem treffenden Ausruf »Scheiße, ja!« quittiert hat.

Wo war ich stehengeblieben? Ah, richtig. Unser Hof mit dem fetten Frosch-Springbrunnen und dem kleinen, zum Kotzen selbstzufriedenen Gartenzwerg wurde von der sommerlichen Abendsonne golden lackiert. Und da fiel Big Jims Augapfel raus. Löste sich einfach so aus dem Kopf. Er kullerte ins Gras, und um ehrlich zu sein, waren Big Jim und ich total perplex. Dennis wiederum ließ sich nicht beirren, sondern stürzte sich auf den abtrünnigen Augapfel. Dennis ist ein Bluthund mit dem IQ eines toten Opossums. Ich kenne Truthähne mit mehr Gehirnzellen, ehrlich. Ich hatte Big Jim vorgeschlagen, Dennis vor die Tür zu setzen, weil er in seiner Blödheit brandgefährlich ist, aber Big Jim hörte nicht auf mich, denn er wollte unbedingt einen Hausgenossen behalten, der über null Impulskontrolle verfügt und 94 Prozent seiner Zeit damit verplempert, seine Eier abzuschlecken. Die Reißzähne von Dennis waren nur noch dreißig Zentimeter vom Augapfel entfernt, als ich ihn aufklaubte und sicherheitshalber auf den Zaun legte. Big Jim und ich tauschten einen Blick, jedenfalls einen Dreiviertel-Blick, denn er hatte ja nur noch ein Auge. Während ich erwog, dies meiner Petition für Dennis' Rauswurf aus unserem Heim hinzuzufügen (der Versuch, den Augapfel seines Mitbewohners zu fressen, *musste* einfach ein Kündigungsgrund sein), fragte ich Big Jim, ob alles in Ordnung sei. Er antwortete nicht.

»Was zur Hölle?«, sagte Big Jim, als er sich mit einer Pranke an den Kopf griff, und das waren die letzten Worte, die ich ihn sprechen hörte. Er zog sich ins Haus zurück, trank nicht mal sein Pabst Blue Ribbon aus. Und wieder – Anzeichen. Er verbrachte die nächsten Tage im Keller unseres Hauses, wo der Kühlschrank mit den Bierdosen und die Gefriertruhe mit den

Fleischbergen stehen. Er aß aber nichts. Weder eine der köstlichen Enten noch eines der leckeren Rehe, denen er so liebevoll den Kopf weggepustet hatte. Die Lage schien sich noch weiter zuzuspitzen, als er die Monster-Truck-Show verpasste, auf die er sich seit Wochen gefreut hatte. Ich redete ihm gut zu, um ihn zu einem Stück Banane zu überreden – den bräunlichen Teil aß ich selbst, weil er da extrem wählerisch ist – oder zu ein paar der Doritos. Ich versuchte sogar, ihm das Chappi des dämlichen Dennis schmackhaft zu machen. Fehlanzeige. Und dann begann das Herumschlurfen. Big Jim zog längs der Wände seine Kreise, wobei er den Kopf im Takt einer melancholischen Melodie hin und her pendeln ließ wie der verblödete Bär im Woodland Park Zoo. Anfangs glaubte ich, er wollte im Keller eine Rinne in den Boden trampeln, um eine Elektroleitung zu verlegen, denn darin ist er ein Meister, aber sein verbliebenes Auge starrte ins Leere, er sprach nicht mehr mit mir und sabberte noch stärker als Dennis, und das will schon was heißen.

Während all der Zeit, das möchte ich hier festhalten, einer Zeit schwerer emotionaler Belastung und allgemeiner Ungewissheit, tat Dennis absolut nichts, sprang bloß über den Sessel und kotzte auf den Teppich. Ich versuchte, alles sauberzumachen, dabei bin ich für den Köter eigentlich gar nicht zuständig.

Die früheren Anzeichen waren subtiler, man hätte schon eine Zeitmaschine gebraucht, um aus ihnen schlau zu werden (so eine, wie sie sich Big Jim nach jedem Tinder-Date gewünscht hatte). Vor dem Verlust des Augapfels wurde er immer zerstreuter. Er vergaß Verabredungen, dann seine Briefftasche, ja sogar seine Haustürschlüssel, und beschuldigte mich, ich sei ein »Mega-Kleptomane«. Aber hey, ich bin bloß ein Sammler. Wer mag sie nicht, die schönen Dinge dieser Welt? Er bekam auch manche Wörter nicht mehr raus, meinte, sie seien wie auf seine Zunge

geschweift. Mein Angebot, seine Mundhöhle zu untersuchen, ignorierte er geflissentlich. Er wurde lethargisch, eine sanfte Veränderung, die vielleicht nur mir auffiel, weil Big Jim ohnehin das Temperament eines ausgestopften Faultiers hatte. Er ging nicht mehr mit Dennis Gassi, was desaströse Folgen für die Sofakissen hatte, mögen sie in Frieden ruhen.

Der entwichene Augapfel markierte einen Wendepunkt in unserem Leben. Zwecks späterer Verwendung tat ich ihn in das Glas für die Kekse. Doch Big Jim war nie wieder der Alte. Und das galt für uns alle.

Ich zögere fortzufahren, weil ihr vielleicht voreingenommen seid und den Rest meiner Geschichte nicht mehr hören wollt. Im Interesse einer kompletten Aufklärung fühle ich mich aber verpflichtet, euch die ganze Wahrheit zu offenbaren. Das habt ihr verdient. Ich heiße Shit Turd und bin eine Amerikanerkrähe.

Seid ihr noch alle da?

Krähen sind nicht sehr beliebt, schon klar. Man verabscheut uns, weil wir schwarz sind und weil unser Gefieder weder so edel gesprenkelt ist wie das eines Rotschwanzbussards noch so herrlich kobaltblau leuchtet wie dieser Vollidiot namens Blauhäher. Ja, richtig, wir sind nicht so hübsch und putzig wie Kolibris, angeblich auch nicht so weise wie Eulen – die nebenbei gesagt krass überschätzt werden – und nicht so bezaubernd wie diese feisten Eieruhren, gemeinhin bekannt als Pinguine. Krähen sind Vorboten des Todes und böse Omen, jedenfalls laut Big Jim beziehungsweise Google. Schurken mit pechschwarzen Schwingen, die mit dem Rätselhaften, dem Okkulten, dem Unbekannten, ja, dem Totenreich (also Portland) assoziiert werden. Bei unserem Anblick denken die Leute an Verstorbene und depressive Lyrik voller Weltangst. Dass wir uns auf Müllkippen fröhlich an den Innereien von Fischen mästen, hilft auch nicht.

Die Wahrheit also ist: Ich heiße Shit Turd (kurz S. T.) und bin eine zahme Krähe, aufgezogen von Big Jim, der mich eure Lebensweise gelehrt hat. Euch Menschen hat er stets nur als MoFos bezeichnet, als Motherfucker. Ihm verdanke ich auch meinen blumigen Wortschatz und meinen absolut einzigartigen Namen. Wegen der erwähnten Tinder-Pleiten verbrachten Big Jim und ich viel Quality-Time miteinander, ich habe also jede Menge Tricks im Gefieder und kenne mich bestens mit MoFo-Sachen wie Fenstern und aufblasbaren Gummipuppen aus. Ich bin der seltene Vogel, der euch und alles, was ihr produziert (beispielsweise Cheetos) ber alle Maßen liebt. Ich verdanke euch mein Leben. Und als MoFo ehrenhalber bin ich verpflichtet, absolut ehrlich zu berichten, was mit eurer Art geschah. Das, was niemand kommen sah.

2



Winnie, die Pudeline*

Eine Villa in Bellevue, Washington, USA

Winnie, die Pudeline, saß auf der Fensterbank und sättigte ihr gebrochenes Herz an den Tränen der Außenwelt, die über die Scheibe strömten. Sie drückte ihr zartes Schnäuzchen auf die Vorderpfoten, seufzte bekümmert und dachte an das, was sie auf dieser Welt im Übermaß zur Verfügung hatte: Warten. Sie hatte bergeweise Warten. Sie wartete, nachdem sie erwacht war, und dann wartete sie noch eine Runde, suchte einen Snack und wartete weiter. Ausharren und warten. Braves Mädchen.

Sie spitzte die Ohren, als Krallen über Marmor trippelten. Ein Seitenblick über den Fußboden bestätigte ihre Ahnung – das Mittagessen war da. Sie würde sich später darum kümmern. Jetzt verfolgte sie es nur mit ihren traurigen, traurigen Augen und schnupperte mit ihrer traurigen, traurigen, tadellosen Pudelschnauze.

Ihre Haut juckte vor Einsamkeit. Würde ihre Geherin je zu ihr zurückkehren?

Das Schlimmste war das Schuldgefühl. Ein Schuldgefühl, das sich in ihrem Herzen ringelte wie eine ganze Armee weißer

* Winnie wurde dazu erzogen, im dritten Pudel von sich selbst zu sprechen.

Würmer (sie hatte solche Würmer natürlich nie gehabt, aber in Werbespots gesehen, in denen hässlichere Hunde auftraten). Das Mittagessen trippelte ins Nebenzimmer. Manchmal war es mühsam, das Essen aufzuspüren, denn es gab siebzehn Zimmer.

Winnies Schuldgefühl hatte zwei Ursachen. Erstens hatte sie nicht immer brav gewartet, seit man sie allein gelassen hatte. Sie war ja Winnie, die Mini-Pudeline, und konnte sich durch die Katzenklappe quetschen. Das hatte sie ein paarmal getan, um nachzuschauen, ob man sie auf dem Hof erwartete. Oder vor dem großen Springbrunnen. Oder bei den Ställen. Dem großen Pool. Dem kleinen Pool. Dem leuchtend gelben Platz mit Netz und Ball. Den glänzenden Autos. Aber dort war niemand. Da waren nur die Pferde. Manche atmeten. Andere hatten ihr Inneres nach außen gestülpt.

Die zweite Ursache ihres Schuldgefühls: Während ihrer Zeit mit der Geherin hatte sie wiederholt versucht, das Haus zu verlassen. Sie hatte so getan, als müsste sie Pipi, und die Schiebetür angebellt, um auf den Hof und dann wieder ins Haus gelassen zu werden. Sie flitzte raus und rein, raus und rein, raus und rein, bis man ihr befahl, kein nervender Q-Tip mehr zu sein und sich hinzulegen. Manchmal war sie der Geherin vorausgerannt, mit flatternden Samtohren auf dem endlos langen Pfad, dann hatte ihre rosa Zuckergebäckzunge das mit Mist-Mief gesättigte Aroma der Freiheit geschmeckt, und ihre Pfoten hatten den Kies in das Antlitz von Sitte und Anstand spritzen lassen.

»Pudel-dudel-du!«, hatte sie unbändig und befreit und so obszön schön geschrien wie ein Mondstrahl mit Zähnen. Einmal gelang es ihr sogar, ihren Bewachern zu entwischen, und Butler hängte überall Bilder von ihr auf, mit vielen \$\$\$\$ und noch mehr Nullen drauf. Es dauerte keine halbe Stunde, bis man sie fand.

Es gab eine dritte Ursache für ihr Schuldgefühl. Das war ihr adoptierter Bruder. Sie hatte ihn nicht immer gut behandelt, was aber daran lag, dass er ein Vollidiot war, der sich vor seinen eigenen Fürzen fürchtete. Bei diesem Gedanken, obwohl absolut korrekt, nagten Schuldgefühle an ihr. Wisch-Mops hatte die Stille nicht ertragen, die nach dem Verschwinden der Geherin im großen Haus geherrscht hatte. Er war total kirre geworden, hatte die Wände angekläfft, einen Sturm zusammengeprustet und an Winnies exquisitem Korkenzieherlockenmantel genagt. Gut möglich, dass es Winnie, die Pudeline, gewesen war, die ihn auf die Idee mit der Katzenklappe gebracht hatte, und Wisch-Mops hatte sich trotz einer Taille, fett wie ein Müllsack voller Katzenstreu, mit aus dem Kopf quellenden Augen und einem Furz, der einem Kaltblüter zur Ehre gereicht hätte, durch die kleine Klappe gezwängt. Dann war der schnaufende Wisch-Mops, Dudelsack der Hundewelt, auf der Einfahrt ins Vergessen getrippelt, zweifellos auf der Suche nach seinem Quietschehummer namens Jean-Clawed, den Winnie im Hof vergraben hatte.

Winnie dachte an den Tag, als die Geherin verschwunden war. Damals hatte es kein Picknick gegeben, man hatte sie nicht mit einem Veuve Clicquot in einer Tasche transportiert. Stattdessen war es ein Tag voller Geschrei gewesen. Die Geherin konnte die Luft nicht rasant genug in die Lungen saugen, ihre Augen waren rot und todtraurig, ihre Nase lief, und sie bellte ins Telefon. Winnie hatte sie trösten wollen, war aber weggeschubst worden. Die Geherin öffnete die Tür, Winnie rannte ihr nach, NEIN, WINNIE, NEIN, und Winnie bellte, und die Geherin ließ sie nicht raus, BLEIB HIER, WINNIE, WARTE! BRAVES MÄDCHEN!, und ließ die Tür zuknallen, um ohne ihr braves Hündchen Winnie in die verrückte, weite Welt zu stolpern, ganz allein.

Und dann verlegte sich Winnie aufs Warten.

Könnte sie die Zeit doch nur zurückdrehen und alles rückgängig machen! Käme die Geherin wieder zur Tür herein, dann würde sich Winnie ganz bestimmt nicht sträuben, wenn man sie in ein nagelneues Seahawks-Trikot steckte, und sie würde auch nie wieder heimlich unters Bett pinkeln.

Winnie hatte jede Menge Warten und jede Menge Schuldgefühle. Sie starrte die Tür mit einem Blick an, der, wie sie annahm, ihrer Rassezucht-Herkunft entsprach, aus Augen, funkelnd wie ihr Diamant-Halsband. Man sagte ihr oft, sie sei so wunderschön und so perfekt, und die Leute fragten ständig: *Wer ist das brave Mädchen? Wer ist das brave Mädchen?*, eine absurde rhetorische Floskel, denn natürlich war *sie* das brave Mädchen, wer sonst? Ach, wie sie das vermisste. Wenn sie ehrlich mit sich war, vermisste sie sogar das hochgradig nervende Schnarchen von Wisch-Mops.

Sie würde hier warten. Bleiben. Brav sein. Überall im Haus strategische Kackhaufen hinterlassen, damit die Geherin diese nach ihrer Rückkehr wieder zwanghaft auflesen konnte. Winnies winzige, rosige Lungen bargen eine Sorge – ihre Klauen mussten dringend gestutzt werden, und im Salon fragte man sich bestimmt schon, wo um alles in der verrückten Welt sie abgeblieben war. Sie vermisste den warmen Schoß der Geherin, ihr salziges Gesicht und die honigsüßen Laute, die sie mit weichen, roten Lippen nur für Winnie formte. Sie vermisste es, dazuzugehören.

Der Kummer packte sie im Nacken, als wäre sie ein Kauispielzeug, und sie kam nicht dagegen an, denn sie hatte keine Kraft mehr. Winnie, die Pudeline, legte die Schnauze auf den Boden und verabschiedete sich im Stillen von ihrem Heim und der verrückten Welt. Sie würde kein weiteres Mal nach ihrem

Mittagessen suchen. Sie hatte lange genug gewartet. Sie erbebt, als sie sich einen letzten Gedanken an Wisch-Mops erlaubt, der hundeseelenallein in der verrückten Welt herumirrte. Ohne Jean-Clawed. Ohne Freundin. Und ohne Flohmittel.

3



S.T.

Das kleine Haus im Craftsman-Stil in Ravenna,
Seattle, Washington, USA

Nachdem Big Jims Augapfel aus dem Kopf gefallen war, dämmerte mir bald, dass ich mehr Verantwortung übernehmen musste. Die komplette Verantwortung, um genau zu sein. Big Jim war so damit beschäftigt, den Finger gegen die Kellerwand zu stoßen und eine Gala-Vorstellung als tollwütiger Waschbär hinzulegen, dass ich nach einigen Tagen weit mehr im Haus erledigte als sonst. Ich steckte Klamotten in die Waschmaschine und sorgte für Dennis, der abends seine Fressnäpfe attackierte, als hätten *sie* ihn kastriert. Da ich gewisse Probleme damit hatte, Wasser in den Napf zu füllen, eskortierte ich ihn zum Porzellan-Thron, der, vernachlässigt, wie er war, seine ursprüngliche Würde gänzlich eingebüßt hatte.

Morgens wartete ich darauf, dass der junge MoFo mit den roten Kopfhörern auf dem Fahrrad vorbeisauste, schneller als ein Toupet im Tornado, und mit seinem schwarzweißen Wurfgeschoss eine weitere Hortensie köpfte. Er blieb aus. Ebenso die Postwurfsendungen der Autohändler oder die Pakete von Amazon oder *Big Butts*, eine Zeitschrift, die wir im Abo hatten. Das war sonderbar.

So sonderbar, dass ich erwog, mich in den Affenzirkus na-

mens *Aura* einzuklinken. Ihr wisst das vielleicht nicht, aber in der Welt der Natur gibt es auch ein Internet. Das Wort *Aura* ist vermutlich die passendste Übersetzung, weil es allgegenwärtig ist. Es entspricht nicht dem MoFo-Internet mit den idiotischen Katzenvideos und niesenden Panda-Babys, ist aber auch ein Netzwerk, ein steter Informationsfluss, der allen zur Verfügung steht, vorausgesetzt, man klinkt sich ein und lauscht. Die Informationen fließen täglich durch die Geflügelten, das umsichtige Rauschen der Bäume und die Stakkato-Perkussion der Insekten. Keine Ahnung, wie oft ich einen MoFo habe sagen hören: »Hör mal, das ist der Paarungsruf eines Vogels!«, was uns gefiederte Geschöpfe mal wieder als notorisch geile Böcke dastehen lässt (wir sind doch keine Eichhörnchen, verflucht). In Wahrheit übermitteln die Vögel durch ihre melodischen Gesänge Informationen, sie geben ebenso komplexe Tonfolgen von sich wie die Bäume, die ihre Geheimnisse mit den Flügeln ihrer Blätter träge in den Wind wispern. Allen, die sich einklinken, steht eine Flut von Warnungen, Geschichten, Sprichwörtern, Gedichten, Drohungen, Anleitungen, Immobilien-Infos, Überlebenstipps und absurden Witzen zur Verfügung. Alles spricht, man muss nur hinhören.

Die Sache hat sicher auch einen Dating-Aspekt, nur ist er nicht so ausgeprägt, wie die meisten MoFos glauben. Natürlich klinken sich nicht alle ein. Ich beispielsweise, der Zugang zum echten Internet hatte, war der Meinung, all das Gezwitscher bringe ihm nichts. Wisst ihr, wer außerdem nicht reingehört hat? Verkehrstote. Und die sind selbst schuld. *Aura* hallt von Geschichten und Statistiken über Autos und die Gefahren, die jenseits der langen, weißen Linien drohen, nur so wider. In der Stratosphäre lässt fast jeder Warnrufe ertönen – von der grünen Baumwanze bis zur Graufügelmöwe –, und trotzdem enden so viele Idioten als

Bordsteinkanten-Tortillas. Aber so ist das eben: Wer nicht hören will, muss fühlen. Mir scheint, dass viele Arten darauf gepolt sind, die Ohren vor Warnungen zu verschließen. Darum sterben sie dann auch aus.

Ich stürzte mich mutig in *Aura*. Stille. Eine *Aura*-Stille kann besorgniserregend sein. Entweder mangelt es an Vögeln oder willigen Bäumen, die die Gerüchteküche am Kochen halten. Oder alle Welt verkriecht sich vor einem nahenden Raubtier. Ein Flug über das Viertel bestätigte, dass die Straßen rings um unser Haus erschreckend still waren – unten sausten keine Autos hin und her wie schillernde, panische Rüsselkäfer. Ich hatte das Gefühl, als hätte sich ein ewiger Sonntagmorgen über die ganze Stadt gelegt. Und da erfasste mich ein Schauer, der sich anfühlte, als würde eine ganze Milben-Armee durch mein Gefieder wuseln, und meine Vogelknochen wurden vom dumpfen, hohlen Schmerz des Entsetzens erfüllt.

Jenseits unserer rostroten Haustür, jenseits unseres schnarchnasigen Viertels lief irgendetwas ab. Irgendetwas Großes und Unheimliches und wohl auch ziemlich Beschissenes, aber ich musste zu Hause noch einiges regeln und wollte Big Jim nicht allein lassen, sondern warten, bis es ihm besserginge, bevor wir den Beschluss fassten, uns gemeinsam in die Welt zu wagen. Ich sah stündlich nach Big Jim, brachte ihm Fleischwurst, Funyuns und die zwei Cheetos, auf die ich verzichten konnte. Ich ließ sogar einen Monster Energy Drink die Treppe runterkullern. Er zeigte kein Interesse, außer zu sabbern und seine Finger an der Wand blutig zu kratzen. Ich brachte ihm die Schlüssel zu seinem heißgeliebten stahlgrauen Ford F-150 mit dem HUP WEITER, ICH LADE NACH-Sticker auf der hinteren Stoßstange, um zu schauen, ob ihn die Aussicht auf eine Spritztour aufmunterte. Die silbrigen Autoschlüssel erregten seine Auf-

merksamkeit, aber dann schnappte er fauchend nach mir (wahrhaftig mit den Zähnen) und fuhr anschließend fort, seinen Finger über die Betonwand zu ziehen. Woran er auch leiden mochte, es war ernst. Als er nach mehreren Tagen seines Keller-Wahns noch immer nicht onaniert oder über die Regierung geschimpft hatte, erklärte ich den Notstand.

Big Jim steckte in einer tiefen gesundheitlichen Krise, und meine Wenigkeit hatte die Aufgabe, alles wieder einzurenken. Da war ich optimistisch, denn in meinem Inneren pulsierte ein angeborener, natürlicher Instinkt, und ich wusste, was zu tun war. Zuerst musste ich dafür sorgen, dass Dennis beschäftigt war. Nachdem ich gesehen hatte, wie er in das Schallloch von Big Jims Gitarre schiss und mit Volldampf gegen die Küchentür rannte, nur um sich danach ausgiebig am Türknauf für diese Tätlichkeit zu rächen, war ich beruhigt, schließlich konnte ich davon ausgehen, dass er sich eine Weile nicht mehr in den Keller wagen würde. Außerdem war er Big Jim aus dem Weg gegangen, seit dessen Augapfel rausgefallen war. Der beste Freund des Menschen, na klar. Wohl eher der gierigste Parasit, der sein Herrchen ohne mit der Wimper zu zucken gegen eine Knabberstange aus Ochsenhaut eintauschen würde.

Ich flog aus dem Küchenfenster auf den Hof und in den wolfsgrauen Himmel, um die Lage zu sondieren. Obwohl Seattle eine besonders durstige Stadt ist, blieben die Regenwolken an diesem Tag in großer Höhe. Big Jim und ich fahren regelmäßig in seinem Transporter kreuz und quer durch Seattle, weil er in allen möglichen Häusern arbeitet, in denen die Elektronik versagt, und wir verbringen viel Zeit im Baumarkt und im Futterladen, aber allein wage ich mich nie weit hinaus. Heute musste ich das tun. Ich hatte schließlich eine Mission.

Vom höchsten Ast einer Douglas-Tanne aus wirkte alles ruhig

und friedlich, abgesehen von dem Plappern der Eichhörnchen, das ich auszublenden versuchte (was sie quatschen, kann man meist nicht überhören, denn Eichhörnchen vögeln wie die Irren). Als ich mich dem Ziel näherte, wurde ich durch einen kuriosen Anblick abgelenkt. Der Forscherdrang packte mich beim Schnabel und ließ nicht mehr los – wenn ihr glaubt, Katzen wären neugierig, kennt ihr keine aufgeklärten Krähen. Ich verdrehte den Hals, um besser sehen zu können, und glitt dann in eine Überkopf-Position. Zehn Räder ragten in die Luft. Ein Regenbogen aus Benzin, Teiche aus schwarzem Öl. Ich brauchte eine Weile, um das Chaos zu entschlüsseln. Grün, wo Gelb hätte sein müssen, Gelb, wo Grün hätte sein sollen. Ich flog in einem Bogen tiefer und erkannte einen auf dem Dach liegenden King County Metro-Bus. Der Bus hatte sich in die Seite der Blessed Sacrament Church gebohrt und die roten Backsteinrippen des gewaltigen Gebäudes glatt durchschlagen. Wenn Big Jim zu viele Pabst Blue Ribbons gesoffen hat und beschließt, mit offenem Mund zu ratzen, speit der Fernseher oft religiöse Programme aus, ich kenne mich also bestens mit Kirchen und Pyramidensystemen aller Art aus. Ich warte, bis er schnarcht, und wechsele dann zum History Channel, zum Discovery Channel, zu CNN, zum Food Network oder Travel Channel und manchmal zu Bravo TV. Big Jim behauptet von sich zwar, ein tiefgläubiger Mensch zu sein, aber er meint damit vor allem Whisky und Frauen.

Ich landete auf einem in die Luft ragenden Reifen und klopfte sanft mit dem Schnabel gegen die Radkappe. Ich brauchte diesen Trost, denn hier war irgendetwas fauler als faul. Ich schaute nach unten. Alle Busfenster waren zertrümmert und rot verschmiert. Wenn man aus den Horrorfilmen, die Big John guckt, eine Lehre ziehen kann, dann jene, dass man Risiken besser meiden sollte, besonders wenn man eine halbnackte Blondine mit Brustimplan-

taten oder ein MoFo mit schwarzer Haut ist. Zum Glück bin ich eine Krähe, also weiter. Eine düstere Vorahnung lastete auf meinen Flügeln, als ich in den Bus eindrang. Es stank nach Blut. Im Bus gab es keine MoFos, aber ich entdeckte zwei Portemonnaies und eine Brieftasche. Ich erschauerte wieder. MoFos lassen ihre Brieftasche nie zurück. Bis vor kurzem führte sich Big Jim auf wie vom wilden Affen gebissen, wenn er seine vergessen hatte. Auf einem der Sitze, die in Reihen unter der Decke hingen, klebte ein riesiges Haarbüschel, und zwischen zwei Polstern klemmten die Fetzen eines T-Shirts und ein Fingernagel. Die Brieftasche enthielt eine golden glänzende Polizeimarke, die den schwer zu unterdrückenden Drang in mir weckte, sie einzusacken. In einem Umschlag fand ich einen Gehaltscheck, einen Schnuller und ein Buch mit dem Titel *Don't Let the Pigeon Drive*. Zu spät, dachte ich, verließ den unheilvollen Bus durch die zertrümmerte Windschutzscheibe und flog ins Kircheninnere.

Das Gotteshaus war gigantisch, ein gewaltiger Bau mit mächtigen Bogentüren und Turm. Stille. Meine Krallen klickerten und klackerten auf den Holzdielen, jedenfalls auf denen ohne Pfützen und Moos. Ich achtete darauf, nicht in Rattenkot zu treten, denn die Kacke verbreitet Krankheiten.

»Hallo?«, fragte ich und beging damit den Horrorfilm-Fauxpas Nummer eins. »Ist da jemand?«

In der Kirche war es feucht; auf dem Boden hatten sich Pfützen gebildet, denn das Dach hatte ein Loch. Moos und Unkraut zwängten sich durch Haarrisse. Ich konnte die nahezu lautlosen Schreie emsiger Termiten hören, die das Skelett des Bauwerks zernagten. Auf dem feuchten Boden hatten sich Berge aus abgefallenem Putz gebildet. In den Rissen kleisterte weißer Kot, aber keine einzige Taube stimmte ihr durchgeknalltes Lallen an. Sie hatten sich längst aus dem Staub gemacht.

Ein künstlicher MoFo mit Lendenschurz starrte mich von einer Holzwand an. Er trug ein Stirnband aus Dornen, das ziemlich unbequem aussah. Ich nickte ihm solidarisch zu, obwohl ich wusste, dass er nicht echt war, und fragte mich, für welches Verbrechen man ihn aufs Sperrholz getackert hatte.

Da witterte ich etwas. Den unverkennbaren Gestank des Todes, beißend und schwer. Die Luft war plötzlich so spannungsgeladen wie nach einem Gewaltexzess. Wenn die Spannung zu hoch ist, um sich von allein zu verflüchtigen. Ich entdeckte die Ursache des Gestanks. Vor mir lag ein Elch quer auf den Holzbänken. Seine mächtigen Schaufeln zogen den auf dem Rand einer Bank liegenden kantigen braunen Schädel nach unten, und die Zunge hing halb aus dem offenen Maul. Sein Fell war rot verklebt, und irgendetwas hatte den größten Teil seiner Eingeweide gefressen und ein Bein abgefetzt. Ich sah mich rasch um, aber das fehlende Bein befand sich nicht mehr in der Kirche.

»Hallo?«, fragte ich wieder, aber dann dämmerte mir, dass ich regelrecht darum flehte, so zu enden wie der Elch und der durchlöchernte MoFo. Hier verbarg sich ein Raubtier. Eines, das Elchbeine hortete. Da die Kampf-oder-Flucht-Frage für mich eher rhetorisch ist, schwang ich mich in die Lüfte, segelte über die Bänke und erloschenen Kerzen, sauste an Bleiglasfenstern vorbei und durch das Loch, das der Bus geschlagen hatte. MoFos räumen immer auf. Sie hinterlassen weder Löcher in Kirchenmauern noch Brieftaschen oder Babysachen in Bussen, die obendrein auf dem Kopf liegen. Sie dulden weder Elche noch andere Trampeltiere in Kirchen. Und auch keine Raubtiere. Hätte Big Jim gewusst, dass sich in der Nähe eines Gotteshauses ein Raubtier herumtrieb, dann hätte er sich Sigourney Weaver geschnappt und *das Scheißvieh kaltgemacht*. Sigourney ist sein Unterhebelrepetierer, ein Marlin Model 336, und der Kosenname

verdankt sich der sexy Stromlinienform und der Griffigkeit des Gewehrs. Ich beruhigte meinen Atem und flatterte noch wilder, beflügelt durch den festen Entschluss, meine Mission erfolgreich zu beenden.

Der Yoshino-Kirschbaum, auf dem ich landete, um mein Ziel zu observieren, sorgte für wenig Trost. Ich war beunruhigt und angespannt, und meine Beine begannen unkontrolliert zu zittern. Der Walgreens sah ziemlich normal aus, nur fehlten das hektische Treiben, der Tumult, das Surren der automatischen Türen. Und ich wurde das Gefühl nicht los, als hätte sich eine glasige Gräte in meiner Kehle verhakt. Das Gefühl, dass ich mich kopfüber in eine Gefahr stürzte. Ich stellte mich gerade darauf ein, einen weiteren Erkundungsflug zu unternehmen, als – BAAAAP! – irgendetwas mit voller Wucht gegen meinen linken Flügel knallte und mich vom Kirschbaum schlug. Ich schrie auf. Schüttelte im freien Fall den Kopf, breitete die Flügel aus und pendelte mich ein, als ich auf eine Luftströmung stieß, um danach wieder in die Höhe zu sausen und mich meinem Angreifer zu stellen. Er starrte mich aus dunklen Knopfaugen an und entließ mehrere Drohungen aus der ebenholzschwarzen Kehle. Dann schoss er los und wollte nach meinen Flügeln schnappen. Ich wich ihm durch einen Steigflug aus, während sein grässliches Kreischnen mein Gehirn zerfleischte.

Mist. Eine College-Krähe.

Da diese Arschloch-Krähen nie allein unterwegs sind, schloss ich sofort Bekanntschaft mit seiner Gefährtin, die im Sturzflug auf mich niederging und an meinen Handschwingen riss. Sie hockte sich auf den Kirschbaum und stieß einen Schwall von Beschimpfungen aus. Ich wiederhole ihre Worte hier nicht, denn sie hätten sogar Big Jim die Schamröte ins Gesicht getrieben, ehrlich.

»Lasst mich in Ruhe!«, schrie ich Bonnie und Clyde an. Sie

übergossen mich weiter mit übelstem Dreck und nannten mich einen Verräter. Das Männchen schleuderte einen Flaschenschluss auf mich, dann flog es lachend auf und steuerte das Baumspalier an. Ich war inzwischen so weit, dass ich Mitleid mit Tippi Hedren empfand und gern ein Bier gezischt hätte. Big Jim hatte stets betont, wie wichtig es sei, Grenzen zu ziehen und sich um seinen eigenen Scheiß zu kümmern. Ich träumte gelegentlich von einer gigantischen Voliere über unserem Haus, die Pest und Plagen draußen halten würde.

Die College-Krähen sind die schlimmste Geißel aller Krähen, die im Stadtgebiet von Seattle leben. Sie nisten auf der Ostseite des Bothell Campus der University of Washington. Außerdem sind sie eine riesige Rote übergriffiger Idioten. Das Bothell ist genau genommen ein gewaltiger Burschenschafts-Bau für eine Truppe elitärer Idioten. Vom Herbst bis in den späten Frühling lassen die pechschwarzen, bläulich schimmernden Schwingen Tausender Krähen, die sich auf den Uni-Gebäuden versammeln, den Himmel pulsieren, und anschließend flattern sie zu ihren Nistplätzen im Feuchtgebiet, das an den Campus grenzt. Die MoFos finden das faszinierend und mystisch. Ich finde es dreist, so viel Luftraum einzunehmen, aber so sind sie nun mal. Ich selbst war nie auf dem Campus, weil ich dort unerwünscht bin, weiß also auch nicht, was da läuft. Meine Vermutung? Gefiederputzen, Prahlerei und Bier-Pong. Wenn ich meinen Geschäften nachgehe, werde ich von den lokalen Krähen – den »echten« Krähen – oft angepöbelt und wegen meiner engen Bindung an einen MoFo beschimpft. Diese Pöbeleien laufen über *Aura*, wo man mich mit Dreck und Schmutz verunglimpft und meine Mutter aufs Übelste beschimpft. Ich lasse das meist von meinem Gefieder abperlen, aber wenn man mich körperlich attackiert, weil ich bin, was ich nun mal bin? Das belastet mich manchmal doch.

Keiner scheint zu kapieren, dass unsere Art ein Geburtsfehler ist. Keiner kapiert, dass ich eigentlich als MoFo auf die Welt hätte kommen sollen.

Sobald meine Quälgeister außer Sicht waren, fuhr ich fort, Mut für meine Mission zu sammeln. Ich holte tief Luft, schwang mich auf und segelte über den leeren Parkplatz, um vor den Automatiktüren des Walgreens tiefer zu gehen. Sie surrten auf. Die Gänge waren von fluoreszierendem Gleißern erfüllt. Ich landete auf einem Aufsteller in Gestalt des Dos-Equis-Mannes und sondierte die Lage. Wie in der Kirche war auch hier alles viel zu still. Totenstill. Da hörte ich ein leises, tiefes Knurren, das meine Füße vibrieren ließ. Ich hüpfte nervös auf einem Bein und reckte den Hals, um die Quelle des Knurrens zu eruieren, dachte dabei an das ausgerissene Bein des Elches. Dann erschrak ich, weil noch ein leises Knurren ertönte. Ich flog auf und landete auf einem Berg von Schachteln, Lucky Charms und Special K, und von dort konnte ich die Verursacher erkennen. Vier schwankende, sabbernde MoFos hatten sich vor einem Blutdruck-Messgerät versammelt. In der Nähe hing eine Werbung für einen Impfstoff gegen Herpes. Ich bemerkte ihre grünliche Haut, die sonderbar verrenkten Gelenke, den starken Schweißfluss, die wunden, geröteten Augen, den blutigen Sabber. Alle reckten den Kopf wie gierige Geier auf der Suche nach Sättigung. Sie stießen ihre schwarz angelaufenen Finger gegen den Bildschirm. Was auch immer Big Jim plagte, sie litten ebenfalls darunter.

Ich beschloss, ein Experiment zu wagen, zur Hölle mit der Angst.

»Hallo!«, quakte ich laut und deutlich. Keine Reaktion. »Hallo, ihr da!« Eine gottverdammte quatschende Krähe, und kein Einziger zog eine Augenbraue hoch. Ernsthaft? Die Welt war wirklich am Arsch. Sie starrten weiter auf den leuchtenden Bildschirm des

Gerätes, der einen Film über Herz-Vorsorge zeigte. Gesundheitlich hatten sie ganz eindeutig bessere Zeiten erlebt.

Ich wandte mich wieder meiner Mission zu, behielt sie für den Fall, dass sie sich anderen Aktionen zuwandten, aber im Ohr, schnappte mir eine Plastiktüte und sauste hinter einen Tresen. Unter dem Schild »Apotheke« packte ich Medikamente, die im Hinblick auf Big Jim verheißungsvoll klangen, in die Tüte. E-Mycin, Keflex, Lasix, Prilosec OTC, Monistat, Sally Hansen Airbrush Legs und Duchesse Intimpflegetücher – das hörte sich hochwirksam an, und eine Kombination all dessen würde Big Jim bestimmt kurieren. Walgreens hatte uns schon früher aus der Patsche geholfen. Ich fühlte mich gut und wichtig: ein Typ mit einer Aufgabe.

Es fiel mir echt schwer, die Tüte zu heben, aber entschlossene, kräftige Flügelschläge erlaubten mir einen niedrigen Flug. Ich schwang mich über die MoFos, über den rosaroten Gang mit den Süßigkeiten für den Valentinstag und hielt auf die Automatik-türen zu. Ich näherte mich schon dem leuchtenden, grünen Ausgang-Zeichen, als die Plastiktüte aus dem Gleichgewicht geriet und die Duchesse-Schachtel rausfiel. Sie knallte auf den Scanner einer Kasse, der sogleich zu piepen begann. Und dann brach die verdammte Hölle über mich herein.

Die vier MoFos vor dem Messgerät stießen einen marker-schütternden Schrei aus. Ich konnte das Poltern ihrer Schritte hören, als sie im Schweinsgalopp zur Kasse rannten. Zwei MoFos mit Laborkitteln, die ich nicht bemerkt hatte, tauchten hinter dem Apothekenregal auf und preschten los wie Rennpferde, die den feurigen Schlünden der Hölle entkommen wollten. Sie reckten den Hals, zeigten mit dem Finger und verspritzten blutigen Sabber. Und ich ließ die blöde Plastiktüte fallen, teils aus Panik, teils weil ich Pudding-Krallen habe. Meine Medikamente – Big

Jims Lebensretter – ergossen sich klirrend und klackernd auf die Kasse. Ich sauste hinab und schmiss die Tablettendosen wieder in die Tüte. Eins, zwei, drei, Lasix, Prilosec, Lift & Luminare Triple Action-Augencreme Nr. 7 ... Die Schreie der MoFos kamen näher, ihre Schuhe polterten über den Fußboden; einer stieß einen Seahawks-Stand um und schickte Bierdosen, Slipper, Russell-Wilson-Figuren und Becher auf die Luftreise. Das umherfliegende Porzellan knallte gegen die Reihen mit Weinflaschen, die zu Bruch gingen und ihren Inhalt über die weißen Fliesen ergossen. Die Türen surrten. Zwei weitere MoFos mit grünen Taco-Time-Schürzen standen in der Tür der Apotheke und reckten die Köpfe zur Decke. Sie stießen einen Urschrei aus, der mein Gehirn fast zum Bersten brachte, ihre Hände zuckten wie die Zweige kahler Bäume. Keflex, Paxil, Monistat. Die zwei neuen MoFos stürmten los. Die vier Blutdruck-MoFos schossen aus dem letzten Gang, sie waren nur noch Sekunden entfernt, ihre Augen loderten wie ein brennender Wald ...

Gas-X, Dulcolax, Dehnungsstreifen-Serum, Duchesse. Geschafft! Ich wuchtete die Tüte in die Luft und entkam um Haarsbreite den Taco-Time-MoFos, die im Springen nach mir griffen, wobei sich Blutfäden aus ihren Mündern lösten und die Kasse mit karmesinroten, klebrigen Fäden benetzten. Ich gewann schnaufend an Höhe, während sich acht kranke und lärmende MoFos über die Kasse krümmten, Finger und Untertasenaugen auf den Scanner stießen. Dann reckten sie gleichzeitig die Arme zur Decke. Ich zuckte zusammen und hätte die Tüte fast wieder fallen lassen. Sie umringten den piependen Scanner. Dann begannen sie wie auf Kommando, ihren Kopf auf den Scanner zu knallen. *Rums, Bums, Bang*, wilder und wilder. Blut und Gehirnmasse spritzten. Sie knallten die Köpfe weiter auf das Gerät.

Ich kämpfte mich zur Tür hinaus und brachte Abstand zwischen mich und die unberechenbaren MoFos, suchte Zuflucht auf einer nahen Tanne und legte eine Verschnaufpause ein. Nachdem ich einen Henkel der Plastiktüte über einen Zweig gehängt hatte, machte ich es mir gemütlich und führte mir vor Augen, wie knapp ich entkommen war, dass ich beinahe vom Himmel gepflückt worden wäre. MoFos waren mir gegenüber noch nie aggressiv geworden. Was hätten sie wohl getan, wenn sie mich erwischt hätten?

Was war los mit ihnen? Die Antwort befand sich hoffentlich in meiner Tüte, und ich würde mit Big Jim beginnen, ich würde ihn aufpäppeln, notfalls mit all meinen Cheetos, und dann würden wir in seinen Ford F-150 mit der Glock und dem Hasch im Handschuhfach springen und die anderen MoFos im Viertel verarzten, die sich unwohl fühlten. Wir mussten das schaffen, unbedingt, denn was wäre diese Welt ohne MoFos? Bei dieser Vorstellung wurde mir übel, und ich bekam eine Gänsehaut, ein idiotischer Begriff, sicher, denn ich bin ja eine Krähe.

Da entdeckte ich unten vor der Tanne eine bekannte Gestalt. Die unverkennbaren schlaffen, blauen Locken und der Oma-Porsche mit den großen Punkten. Gott sei Dank! Das war Nargatha. Nargatha – deren Mutter an akuter Unentschlossenheit gelitten haben musste, denn sie hatte ihre Tochter auf eine bekloppte Mischung aus Agatha, Margaret und Narnia getauft – wohnte drei Türen von Big Jim und mir entfernt. Sie war exzentrisch und so steinalt, dass man einmal die Feuerwehr von Seattle hatte rufen müssen, um ihre Geburtstagskerzen zu löschen. Sie redete zwar, als hätte sie einen irreparablen Gehirnschaden, aber die Auswahl an Knabbereien für Haustiere, die sie mit sich führte, wog das auf. Big Jim fand es super, dass sie uns nach jedem Sieg der Seahawks einen Fireball-Whisky brachte. Als ich auf die winzige Ge-

stalt mit den welligen blauen Locken und dem tennisballgelben Trenchcoat hinabsah, war ich erleichtert, und mir wurde warm ums Herz. Ich ließ den Kopf hin und her schnellen, um sie besser erkennen zu können. Ein genauerer Blick verriet mir, dass sie Triscuits fraß.

Triscuits ist ihr Mini-Schnauzer.

Mein Magen schlug einen doppelten Salto. Ich schaute von oben eine Weile zu, absolut fassungslos, bis ich den Anblick nicht mehr ertrug. Niemand hat es verdient, als Horsd'œuvre zu enden! Schon gar nicht ihr treuer, heißgeliebter Triscuits! Ich kam ins Wanken und entließ unwillkürlich ein Krächzen des Entsetzens.

Nargarthas suchende Augen hatten die Farbe eines Roten Kardinals. Feuchte, blutige Fäden hingen ihr aus dem Mund. Ich sah voller Entsetzen zu, wie sie den Kopf um hundertachtzig Grad drehte. Dann knackte ein Knochen in ihrem Nacken wie ein brechender Zweig, und ihr Schädel vollendete die Drehung um dreihundertsechzig Grad. Sie blickte zu mir auf, wobei sie Blut sabberte, und ihre Rübe rotierte wieder um die eigene Achse wie der Kopf einer gottverdammten Schleiereule. Nargatha kreischte wie ein verzweifertes Raubtier, was drei Eichhörnchen veranlasste, sich ebenso lautlos wie rasant in Sicherheit zu bringen. Panik drückte auf mein rasendes Herz. Die obszönen Nuss-Gnome sind nie still. Eichhörnchen halten nur die Schnauze, wenn ihr Leben auf dem Spiel steht.

Triscuits. Nargatha fraß Triscuits. Beim nächsten Gedanken kam mir ein Cheeto wieder hoch. Nargatha und Big Jim litten an der gleichen Krankheit. Nargatha fraß Triscuits.

Dennis. Ich schnappte mir die Plastiktüte, richtete den Schnabel auf mein Zuhause und flatterte los, was das Zeug hielt.